Mathilde Clausen: Am Ende des Ganges

Ich lebe in einer Computerchip-Firma. Genauer gesagt, in einem Gang im ersten Stock. Der Gang endet - das haben Gänge so an sich - vor einer Tür. Und an dieser Tür bin ich angeschraubt. Eine unauffällige, metallische Türklinke. Ja, ich bin eine Türklinke.
Mein Leben ist eigentlich nie besonders angenehm, aber die letzten Wochen waren besonders schlimm. Wenn die Angestellten ankamen, waren sie entweder gestresst und wischten ihre ekelhaft verschwitzen Finger an mir ab, oder sie waren gereizt und knallten mich mit voller Wucht gegen die Wand. Warum auch auf mich Rücksicht nehmen? Für sie bin ich doch nur ein Gebrauchsgegenstand, dessen einziger Wert und Lebenssinn darin besteht, ihnen zu Diensten zu sein. Ich wünschte, ich würde wenigstens nicht in einer Computerchip-Firma leben. Wäre ich beispielsweise an einer Gefängnistür angebracht, sähen die Insassen in mir den Weg in die Freiheit. Ich hätte eine Bedeutung für sie. Aber nein, ich bin hier, wo alles so deprimierend grau ist. Grau, grau, grau und nochmal grau. Ich habe es so satt. Und darum beschließe ich, Suizid zu begehen. Suizid hört sich aus irgendeinem Grund schöner an als Selbstmord. Selbstmord ist so ein hässliches Wort, es klingt nach scharfen Kanten und sehr viel sehr dunklem Grau. Aber ich muss es tun, wenn ich nicht will, dass sich dieses Grau in mir festsetzt. Wer weiß, vielleicht ist es im Himmel ja rosa.
Ich überlegte mir gerade stilvolle letzte Gedanken. „Ich kam, sah und war vom Leben enttäuscht“, war mein Favorit, als mir etwas auffällt. Etwas leider nicht ganz Unwichtiges. Wie will ich mich eigentlich umbringen? Ich kann mich ja nicht einmal selbstständig bewegen, wie sollte ich da ein Messer halten, einen Abzug bedienen oder Gift herunterschlucken? Wahrscheinlich hatte mich eigene Melodramatik am logischen Denken gehindert. Das ist übrigens schon immer eins meiner zahlreichen Probleme. Mal ganz davon abgesehen, dass ich nicht Herr über meinen eigenen Körper bin. Tja, dann werde ich wohl hierbleiben und warten, bis ich Rost ansetze und entsorgt werde. Großartige Zukunftsaussichten.

Fridtjof Clausen: Besuch

Schmerz.
Schmerz und Dunkelheit.
Ich liege im abgedunkelten Wohnzimmer auf dem Sofa und lausche meinem Kopf beim Pochen. Warte, dass es aufhört. Aber es hört nicht auf. Ich warte schon seit zwei Jahren. Ich weiß nicht, wie spät es ist, vermutlich gerade später Nachmittag. Mein Zeitgefühl ist mir über die Monate abhandengekommen. In der Ecke des Zimmers steht zwar eine alte Standuhr, die ist aber seit Längerem kaputt.
Doch vor kurzer Zeit ereignete sich eine seltsame Begebenheit. Da war mein Zustand noch besser, die Pfleger noch zuversichtlich.
Ich lag also da und malte mir aus, was ich zuerst tun würde, wenn ich wieder das Haus verlassen könnte. Die Ärzte wussten zwar nicht, was ich für eine Krankheit hatte, sagten aber, bald würden sie eine Heilungsmethode finden. Es klopfte an der Zimmertür.
„Herein!“, rief ich, die Augen immer noch geschlossen. Vielleicht war das unhöflich, aber wenn ich die Augen öffnete, dann war da nur grelles Licht und mir wurde wieder schlecht. Vermutlich war es ein Pfleger, der nach mir sehen wollte, oder die Putzfrau.
Der Fremde betrat das Wohnzimmer und ein Schwall kalter Herbstluft ließ mich frösteln: „Tür zu, es zieht!“
„Die Tür ist zu“, sagte die neue Stimme ruhig und jemand setzte sich in den Sessel mir gegenüber.
„Äh, was wollen Sie hier?“, fragte ich nun,
„Ihnen helfen“, kam die Antwort.
„Das wollen sie doch alle“, murmelte ich, innerlich die Augen verdrehend, in mein Kissen. Laut fragte ich hingegen, bemüht höflich zu bleiben: „Und wie gedenken Sie das anzustellen?“
Keine Antwort. Dann: „Mein Freund kommt irgendwann demnächst, der wird Ihnen helfen können.“
„Aha, „sagte ich“, wie heißen Sie denn?“
„Ich habe keinen Namen“, antwortete der Fremde, „denn ich bin tot.“
Ich hörte ihn und fürchtete mich. Fürchte mich ob der Tatsache, dass eine fremde Person in meinem Sessel saß und behauptete, ein Geist zu sein, und angesichts der drohenden Endgültigkeit seiner Worte. „Und warum sollte ich Ihnen das jetzt

glauben?“, fragte ich schnell, um mein mulmiges Gefühl zu überspielen, „es klingt sehr unrealistisch. Wann sind Sie denn gestorben?“
Doch während ich noch sprach, wusste ich, dass der Mann verschwunden war, so wie man manchmal durch ein Gefühl weiß, dass jemand hinter einem steht.
Dieser ersten Begegnung folgten von nun an regelmäßig weitere und irgendwann kam ich zu dem Schluss, dass der „Geist“ wirklich tot war. Vielleicht, weil er immer zusammen mit einem kalten Windhauch auftauchte, ohne die Tür öffnen zu müssen und verschwand, als würde er sich in Luft auflösen. Vielleicht aber auch, weil seine Stimme monoton und leblos klang und er in unseren Gesprächen eine Lebenserfahrung bewies, die jemand, der das Leben noch nicht fertiggelebt hat, nicht haben kann. Es ist, als ob wir uns gegenseitig von unserem Lieblingsbuch erzählen würden, er es aber schon fertiggelesen hat und ich noch nicht. Oder meine Wahrnehmung wurde durch meine Krankheit verzerrt, sodass ich einfach an ein Wunder glauben wollte.
Der Geist besucht mich immer dann, wenn ich allein bin, sitzt schweigend im Sessel, hört mir zu, ist bei mir, wenn sonst niemand da ist.
Im Laufe der Zeit ging es mir schlechter. An meinem Geburtstag fragte der Geist mich, ob er mir nicht einen Wunsch erfüllen könnte. Ich bat ihn, mir irgendetwas aus der weiten Welt mitzubringen, was mir vielleicht Heilung verschaffen könnte. Im Laufe der Woche danach besuchten mich urplötzlich Ärzte und Mediziner von jedem erdenklichen Ort und probierten ihre Heilpraktiken an mir aus: Akupunktur, Homöopathie, das Inhalieren von seltsamen Dämpfen und vieles mehr. Flüssigkeiten wurden mir eingeflößt, und ich sollte seltsame Kugeln schlucken, was ich auch bereitwillig tat, voller Vertrauen in die fremden Ärzte.

Doch nichts geschah. Ich wartete und wartete und wurde immer verzweifelter. Meine Kasse blutete von den immensen Beträgen, die verlangt wurden. Verzweifelt wand ich mich dem Spirituellen zu. In den folgenden Wochen tanzten Schamanen um mein Krankenbett, gute Geister wurden für mich beschworen, was ich irgendwie ironisch fand, Gebetsglocken geschlagen. Ich selbst beschäftigte mich mit sämtlichen Religionen und Glaubensrichtungen, die mir ernsthaft glaubhaft machen konnten, dass ich durch sie Heilung finden würde. Mir wurden Heilige Schriften vorgelesen, ich verbrannte Weihrauchstäbchen und betete wahnhaft zu allen Göttern und übermenschlichen Kräften, die ich auftreiben konnte. Meine Freunde hielten mich für verrückt und die Geistlichen sagten entweder so etwas wie, dass ein mächtiger böser Geist in mich gefahren sei, weil ich in der Vergangenheit gesündigt hätte, oder dass ich zu wenig glauben würde. Die meisten waren einfach nur ratlos. Doch es ging mir Tag zu Tag schlechter.

Ich fragte den Geist: „Du hast mir doch irgendwas von deinem Freund erzählt. Kommt der irgendwann noch?“
„Er ist schon auf dem Weg. Du wirst nicht mehr lange leiden müssen.“
Ich hoffte, dass er die Wahrheit sagte, denn mir gingen die Ideen aus, wie ich meine Krankheit noch besiegen könnte. Ich klammerte mich mit allem an dieser Hoffnung fest, dass dieser mysteriöse Freund des Geistes mich noch von meinem Leid erlösen könnte. Doch wirklich glauben konnte ich nach diesen Monaten voller Enttäuschungen nicht mehr.
Eines Morgens traf mich die Erkenntnis mit voller Wucht, dass ich voraussichtlich innerhalb der nächsten Woche sterben würde, und ich weinte. Wenig später kam der Geist zu mir und sagte nach einer Pause: „Die Angst vorm Tod hindert uns daran, dankbar für das Leben zu sein, was uns gegeben wurde. Nutze die Zeit, die du noch hast. Gegen das Schicksal anzukämpfen macht nichts besser. Gedulde dich nur noch, bis mein Freund kommt, er ist gerade auf dem Weg. Ich denke, dass er übermorgen eintrifft. Und denke daran: Nutze die Zeit!“ Mit diesen Worten verschwand der Geist.
Das war vorgestern. Gestern habe ich versucht, den Tag noch so effektiv wie möglich zu nutzen, so wie der Geist es mir geraten hatte. Ich wollte noch ein letztes Mal mit ein paar alten Bekannten telefonieren, noch einmal mein Lieblingsessen essen. Ich versuchte auch, die kaputte Standuhr zu versteigern, doch die fand keinen Abnehmer. Ich gab mir wirklich Mühe, mit meinem Leben in Frieden abzuschließen.
Doch irgendwann gegen Mittag ertappte ich mich dabei, angestrengt darüber nachzudenken, wie man dem Tod doch noch entgehen könnte, und mich im Selbstmitleid zu verlieren. Könnte ich mich so lange einfrieren lassen, bis die Medizin weiter geforscht hätte? Ja, ich hatte Angst. Große Angst.
Mit der Angst ist es ja so eine Sache, die Leute sagen zum Beispiel, sie hätten Angst vor Feuer. Oft meinen sie damit aber nicht die Angst vor dem Feuer, sondern vor den potentiellen Verbrennungen und dem daraus resultierenden Schmerz.
So war es auch bei mir. Ich hatte keine Angst vorm Prozess des Sterbens – seit einem halben Jahr hatte ich das Gefühl, ununterbrochen zu sterben. Nein, ich hatte Angst, dass mein Leben einfach endete. Dass ich so viel verpassen würde und dass fast alle meine Bekannten weiterleben würden, als hätte ich nie existiert. Ich glaube, da rührt meine größte Furcht her.
Und so liege ich jetzt hier, einen Tag später immer noch leiden und weiter. Heute hatte der Geist ja behauptet, würde sein Freund zu Besuch kommen. Inzwischen glaube ich gar nicht mehr daran, dass diese mystische Person überhaupt existiert; es geht mir nur um den bitteren Triumph, dem Geist beweisen zu können, dass

seine ganzen Bemühungen um mich umsonst waren oder er gelogen hat, oder beides.
In diesem Moment erscheint er: „Wie geht es dir?“, fragt er.
„Wie soll es denn schon gehen?“, antworte ich resigniert. „Ich werde sterben, und selbst du kannst daran leider nichts ändern.“
Der Geist schweigt.
„Ich will nicht sterben“, sage ich plötzlich.
„Ich wollte es damals auch nicht“, antwortet er. Dann steht er auf und geht zur Tür: „Mein Freund ist da“.
Ich runzele die Stirn. „Ich dachte, der existiert nicht!“, rufe ich ihm hinterher, als er die Wohnungstür öffnet. Woher der Geist wusste, dass da jemand steht, ist mir schleierhaft, aber jetzt redet er leise mit seinem Freund.
„Niemand kann mich von meinem Leid erlösen, außer“- da begreife ich mit Schrecken.
„Am Ende holt er uns alle“, sagt der Geist, als der Tod das Zimmer betritt. Die Standuhr läutet. Das ist das letzte, was ich höre.